

UMSCHAU

Lew Kopelew

Träger des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1981

„Ein großer alter Ahornbaum, von einem Treffer gespalten, lehnte sich halb an die Mauer eines ausgebrannten, leeräugigen Hauses. Alle Zweige waren dicht belaubt. Ich freute mich über den tapfer weiterlebenden Ahorn und nahm es als ein gutes Vorzeichen auch für mich“ (Aufbewahren, 267)¹. Aus diesem Bild schöpft der Major der Roten Armee Lew Kopelew Hoffnung in einer gar nicht hoffnungsvollen Lage. Wegen „Mitleids mit den Deutschen“ ist er kurz vor Ende des Krieges an der Front verhaftet worden, hat im Gefängnis in Bromberg – er, der weiterhin überzeugte Kommunist und Stalinist – zusammen mit SS-Männern, Wlassow-Leuten, Banditen und Deserteuren leben müssen und steht nun in einer Kolonne von Häftlingen zur Überführung nach Brest an. Die verhaltene, aber unverwüsthche Hoffnung, die die Greuel der Kriegs- und Lagerwirklichkeit kennt und dennoch überall Lichtes, Menschliches, Gutes zu entdecken weiß, diese Hoffnung darf wohl als ein Grundzug im Leben Kopelews gelten.

Lew Kopelew ist 1912 in der Ukraine geboren. Früh erlebt er den politischen und weltanschaulichen Wirrwarr vor und nach der Oktoberrevolution. Seine Eltern sind traditionsverbundene, halbsäkularisierte Juden. Die erste Kinderfrau ist eine zarentreue, orthodoxe Christin; die späteren „Bonnen“ sind lutheranische Deutsche. Der Urgroßvater trägt als Kriegsheld das St.-Georgs-Kreuz, jene hochangesehene Auszeichnung der zaristischen Armee. Der Großvater verehrt Kerenskij, den letzten Ministerpräsidenten vor der Oktoberrevolution. Lews Lehrer sind „Narodniki“ („Freunde des Volkes“, sozialistische Nationalisten) und Sozialrevolutionäre. Die Kriegswirren führen Deutsche in die Ukraine, mal mit dem Zaren, mal gegen ihn, dann die „Antichristen und Zarenmörder“ Lenin und Trotzki, schließlich die

„Weißen“ und die Polen und am Ende wieder die „Roten“. Die Begegnung mit der deutschen Kultur hinterläßt einen besonderen Eindruck. „Ich war mit meinen zehn Jahren fest davon überzeugt, die Deutschen seien das kultivierteste Volk der Welt, außerdem die besten Freunde Rußlands“ (Und schuf, 35). Bald schon spricht Kopelew fließend deutsch – nicht zuletzt wegen des Kontakts mit der deutschen Gärtnerfamilie Maier, deren Tochter Lilli seine erste Jugendliebe ist.

Die Schule, vor allem die Tätigkeit bei den Jungkommunisten macht ihn mit dem Kommunismus vertraut. „Wir verteidigten die Armen und Schwachen und liebten die Sowjetmacht“ (Und schuf, 44). Der wenig überzeugend gelebte Glaube seiner Eltern fördert seine Entfremdung von der Religion. Beim Versteckspielen unter dem Bett klärt ihn sein Freund Sorja darüber auf, daß es Gott nicht gibt. „Er hatte es von seinem älteren Bruder erfahren und von anderen vertrauenswürdigen Personen“ (Und schuf, 70). Damit verliert Kopelew den Gott seiner Kindheit. „Wenn ich sterbe, werde ich begraben, verfaule und Schluß – nichts weiter. Ich bemühte mich mannhaft, diese furchtbare Entdeckung zu bewältigen“ (Und schuf, 72).

Mit fünfzehn Jahren ist die Schulzeit beendet. Es folgen Jahre, in denen Kopelew Hilfsarbeiter, Metalldreher und Bauarbeiter ist. Danach wird er Werkjournalist im Charkower Lokomotivenwerk. Als Mitglied der Komsomolzen beteiligt er sich am Kampf an der „Getreidefront“. Sie machen Ernst mit der Kollektivierung der Landwirtschaft. Die Ausplünderung der Bauern führt 1933 zu einer großen Hungersnot. In seinen Erinnerungen reflektiert Kopelew, wie es zu seiner begeisterten Mitarbeit an diesen unmenschlichen Enteignungspogromen kommen konnte. Schuld daran war sein Glaube an das „heilige Gesetz“ der

„historischen Notwendigkeiten“, der mit dem Passepartout „Dialektik“ alle widersprüchlichen Erfahrungen zu verwischen und zu harmonisieren wußte. Infolge der Hungersnot erkrankt Kopelew schließlich selbst. So darf er, von physischer Arbeit befreit, ein Studium an der philosophischen Fakultät in Charkow beginnen. Bald (1935) wird er wegen früherer Verbindungen zu seinem älteren Vetter, einem führenden Trotzkiisten, von der Universität ausgeschlossen und verbringt einige Tage in der Untersuchungshaft. Nachdem er sich von der trotzkistischen Opposition losgesagt hat, wird er rehabilitiert; dennoch wird ihm dieses Zwischenspiel zehn Jahre später mit zum Verhängnis.

Von 1935 bis 1938 studiert er am Moskauer Spracheninstitut Germanistik. Im Mai 1941 promoviert er mit einer Arbeit über „Schillers Dramatik und die Probleme der Französischen Revolution“. Bei Ausbruch des Krieges meldet sich Kopelew freiwillig. Wegen seiner Sprachkenntnisse setzt man ihn als Propagandisten an der Front ein. Zusätzlich wird er 1943 Lehrer an der antifaschistischen Frontschule für Wehrmachtsangehörige.

In Ostpreußen sieht Kopelew die Grausamkeiten, die an der verbleibenden deutschen Zivilbevölkerung begangen werden: Mord, Vergewaltigung, Plünderung. „Nicht aus Mitleid mit den Deutschen, sondern wegen der Ehre der Roten Armee“ wendet er sich dagegen. Dies trägt ihm zu guter Letzt die Anklage ein: „Bürgerlich humanistische Propaganda des Mitleids mit dem Feind. Nichterfüllung von Befehlen, Verleumdung der eigenen Truppenführung, der sowjetischen Presse.“ Hinter diesen Anschuldigungen steht Kopelews unmittelbarer Vorgesetzter, der ihn mit einer Mischung aus Neid, Eifersucht und Antisemitismus schon lange verfolgt hat. Zwei Jahre muß er in Haft und Lagern warten, bis er im Dezember 1946 freigesprochen wird. Aber nur zwei Monate währt die Illusion der Freiheit: im Mai 1947 wird er zu drei, dann zu zehn Jahren verurteilt. Den größten Teil seiner Haftzeit verbringt Kopelew in der „Saraschka“, einem Speziallager für Wissenschaftler, in dem er sich phonetischen Studien widmen muß, gemeinsam mit Solschenizyn, der diese Zeit in seinem Buch „Der erste Kreis der Hölle“ beschreibt.

1954 wird er endlich in die Freiheit entlassen, 1956 rehabilitiert. Seine nun folgende rege wissenschaftliche Tätigkeit (Arbeiten über Brecht, Böll, Thomas Mann, Anna Seghers) wird erst 1966 unterbrochen, als er sich für die „Dissidenten“ Sinjawschij und Daniel einsetzt. Er veröffentlicht eine Reihe von Protesten und Eingaben gegen die Unterdrückung von Intellektuellen, die ihn Schreibverbot, Ausschluß aus der Partei und aus dem Schriftstellerverband kosten. Im Frühjahr 1980 erhält er dank der Unterstützung seiner deutschen Freunde Heinrich Böll und Marion Gräfin Dönhoff die Erlaubnis zu einem einjährigen Studienaufenthalt in der Bundesrepublik. Obwohl er sich nicht politisch äußert, wird er ausgebürgert. Wie schon 1945 sein „kleinbürgerlicher Humanismus“ als „Donquijoterie“ karikiert wurde, so lautet auch diesmal einer der Vorwürfe: „Ein Judas in der Rolle des Don Quijote“ (Sowjetskaja Rossija, 2. 2. 1981).

Entrüstung allein versperrt den angemessenen Einblick in die Eigenart des Stalinismus, in seine entsetzlich lange und zähe Lebensdauer sowie seine kaum vorstellbare Grausamkeit. Kopelew kann dem westlichen Leser ein realistischeres Verständnis vermitteln. In den drei Bänden seiner Lebenserinnerungen, die bis zur Entlassung aus der Haft 1954 reichen (sie sollen fortgesetzt werden), beschreibt er schonungslos und nachdenklich die Wirklichkeit, wie er sie an sich und an anderen erfahren hat. Er hat die Säuberungswellen in der kommunistischen Partei erlebt, die ideologisch getarnte (und forcierte) Aushungierung der Kulaken mitgemacht, von der Verhaftung aller ehemaligen russischen KZ-Häftlinge wegen „Spionage“ gehört; er kannte die totalitäre Logik stalinistischer Prozesse („Wenn die Tschechen sich entschließen, jemanden zu verhaften, bedeutet dies: Es liegt ein Straftatbestand vor. Wie könnt ihr so jemanden noch verteidigen?“ – Und schuf, 394). Schließlich hat er am eigenen Leib eine zehnjährige Lagerhaft erduldet.

Wie konnte ein Mann mit dieser Lebensgeschichte so lange Zeit überzeugter Kommunist und Stalinist bleiben? Im Rückblick deutet Kopelew die tiefe Verwurzelung seiner Überzeugung religiös: „Und schuf mir einen Götzen.“ So stößt der Leser in Kopelews Werk immer wieder auf religiöse Kategorien, in denen er die kommunisti-

sche Weltanschauung sieht. Schriftsteller empfangen die sowjetische „Taufe“ (Und schuf, 214); der Besuch des Leninmausoleums verwandelt sich in eine Wallfahrt, „feierlich erregt wie Pilger, die sich ihren Heiligtümern nähern“ (ebd. 344); Produktionsnormen sind „heilige Gesetze“ (ebd. 381); Stalin wird in Litaneien gepriesen: „der Weiseste der Weisen, Koryphäe aller Wissenschaften, Erschaffer von allem, was ist, der Geliebteste der Geliebten“ (Aufbewahren, 84). Kopelew formuliert hier keine aufgesetzten Propagandaparen, sondern seine persönlichste Überzeugung. Noch am Ende seiner Lagerzeit vermag er beim Tod Stalins folgendermaßen zu empfinden: „Ich nahm mich krampfhaft zusammen. Ich wollte nicht, daß Vorgesetzte und Wachleute meine Trauer für vorgetäuscht hielten, und ich wollte auch nicht, daß meine Kameraden merkten, wie schwer mir zumute war, welche Erinnerungen mich übermannten“ (Tröste, 326).

Das Dilemma Kopelews und vieler überzeugter Kommunisten damals wie vielleicht auch noch heute liegt tiefer, als der abseitsstehende Westeuropäer ermessen kann: es ist die Lüge, die man für die Wahrheit hält; die Unmenschlichkeit, die man als den Gipfel des humanen Fortschritts preist; der Aberglaube, der sich als aufgeklärter wissenschaftlicher Atheismus ausweist; die Zerstörung der vielgeliebten Nation im Namen des Volkes. Wie sind solche Irrtümer möglich? Gerade weil sie so unmöglich, so unglaublich erscheinen, sind sie so schwer aufzudecken.

Kopelew beschreibt nicht seine „moralische“ Umkehr, sondern den komplizierten und schmerzhaften Weg weg vom Irrtum. Noch lange ist er davon überzeugt, daß ihn der Vorwurf des „bürgerlichen Humanismus“ nicht trifft – weil er sich nicht für einen Humanisten, sondern für einen Kommunisten hält. „Es mußten noch viele Jahre verstreichen, viele neue Illusionen mußten zerbrechen, bis ich begreifen lernte, daß meine Ankläger im Grunde genommen recht hatten, daß tatsächlich alle meine Versuche, mich an den Buchstaben der Doktrin, an hoffnungslos wirklichkeitsfremde Ideale zu klammern, das Ergebnis meiner intelligenzlerischen kleinbürgerlichen Herkunft waren“ (Aufbewahren, 478). Noch in der Endphase seiner Haftzeit schreibt er: „Alle meine Streitereien mit Panin, Solschenizyn...

selbst noch die aufschlußreichsten BBC-Sendungen... stärkten nur meine politischen Überzeugungen“ (Tröste, 210). Die Überzeugung lautet: „Wir sitzen alle in demselben Zug. Wir hatten Pech: widerliche Schaffner, idiotische Kontrolleur haben uns in den Häftlingswaggon getrieben... Aber die Schuld dafür kannst du doch nicht dem Maschinisten geben oder überhaupt der Eisenbahn... Alle bewegen wir uns einem einzigen Ziel zu – dem Sozialismus. Und das auf dem einzig möglichen Weg“ (Tröste, 247).

Kopelew hat sich heute von der Trennung von „mikrokosmischer“ und „makrokosmischer“ Ethik losgesagt. „Im ‚Makro‘ – im Klassenkampf, in Revolutionen, in Kriegen, gilt nur das Gesetz der Zielvorstellung, das Ziel heiligt die Mittel, wenn sie nur wirksam sind. Aber im ‚Mikro‘, in den zwischenmenschlichen Beziehungen, muß es unverbrüchliche Moralgesetze, ja Dogmen geben, da gelten Wahrheit, Uneigennützigkeit, Humanität“ (Aufbewahren, 443f.). Kein Zweck darf mehr totalitäre Mittel heiligen, nicht einmal die Entstalinisierung darf stalinistisch vorangehen: „Damit würde man gegen die späten Erben des Stalinkultes ihre eigenen Methoden anwenden – denselben Stalinismus unter anderen Vorzeichen“ (Verbietet, 52).

Den „kleinbürgerlichen“ Mikrokosmos hat Kopelew sein Leben lang leben lassen und bejaht. Er begegnet ihm in der europäischen Philosophie und Literatur und in den Menschheitsreligionen. Überall entdeckt er lebendige Zeichen der Humanität: in der Rebellion der Frauen, die gegen den Befehl des Kommandierenden den ausgemergelten Gefangenen Brot geben; in der „Zellenuniversität“ mit Gesprächen über Naturwissenschaften und Literatur; in einem Buch, das ihm vom Wächter zugeschoben wird; in einem Ostergottesdienst, zu dem Tante Dusja im Wolga-Lager ihn, den Ungläubigen, und auch den lagerbekannten Spitzel Stepan einlädt: „Lieber, und wenn er auch sündig ist und ein Spitzel – denken Sie doch nach: es geht doch gar nicht, ihn nicht einzuladen, geht geistlich nicht und auch mit dem Verstand nicht. Man muß seinem kleinen, ungebildeten Seelchen das Licht zeigen“ (Aufbewahren, 347). Nach der Geschichte eines Mithäftlings erkundigt er sich mit der Begründung: „... ich müßte doch wissen, für wen ich beten soll. – Sind

Sie denn gläubig? – „Nicht alle, die beten, glauben, und nicht alle Gläubigen beten“ (Aufbewahren, 264).

Kopelews Arbeiten als Germanist dürfen als Fortsetzung, Vertiefung und Vermittlung dieser kontinuierlichen Linien in seinem Leben verstanden werden. Bisher sind nur seine Untersuchungen über Tolstois Verhältnis zu Goethe und über die Faust-Rezeption in Rußland (gerade im 20. Jahrhundert) in deutscher Sprache erschienen. Ein Buch über Heinrich Heine ist angekündigt, außerdem ein größeres Werk über Goethe und über den „heiligen Doktor von Moskau“, den aus der Eifel stammenden und im Rußland des

19. Jahrhunderts hochverehrten Arzt Friedrich Joseph Haass. Es sind dies Beiträge zum Dialog zwischen den Nationen, Hilfestellungen zur Abkehr von der unproduktiven Fixierung auf vergangenes und gegenwärtiges Unrecht und zur Besinnung auf gemeinsame Grundlagen, die sich als lebensfähiger erweisen als die furchtbaren Diktaturen dieses Jahrhunderts. *Klaus Mertes SJ*

¹ L. Kopelew, Aufbewahren für alle Zeit (Hamburg 1976); Und schuf mir einen Götzen (Hamburg 1979); Tröste meine Trauer (Hamburg 1981); Verbietet die Verbote! (Hamburg 1977); Zwei Epochen deutsch-russischer Literaturbeziehungen (Frankfurt 1973).

Konfliktfeld Ehe und christliche Ethik

An theologischen Darstellungen der Ehe fallen häufig übermäßiges Befaßtsein mit Fragen der kirchlichen Sexualmoral auf sowie mit Fragen, die sich aus den kirchenrechtlichen Bestimmungen zum Eheabschluß und seinen Rechtsfolgen ergeben – so Elisabeth Bleske in ihrem Buch „Konfliktfeld Ehe und christliche Ethik“¹. Fügen wir als drittes Merkmal theologischer Eheliteratur hinzu: Es wird häufig undifferenziert von christlicher Liebe gesprochen, so daß die Kluft zwischen Ideal-Norm und Wirklichkeit den Leser hilflos macht; dazu kommt eine Tendenz zum harmonischen „christlichen Familienleben“ – als ob nicht Streit, Konflikte, Scheidung die bedrängenden Realitäten für ungezählte Eheleute wären. Daraus ergibt sich aber ein Auseinanderfallen von Psychologie und Soziologie einerseits, die als empirische Wissenschaften die Bedingungen der Ehe in unseren westlichen Industriegesellschaften erforschen und darstellen, und andererseits den theologischen Disziplinen, die aus der kirchlichen Überlieferung ein normatives Bild der Ehe zeichnen; was der Theologie an hartem Faktenmaterial und an Kenntnis der vermittelnden Prozesse und Einflüsse fehlt, geht den Humanwissenschaften ab an Leitbildern, motivierender Kraft, Veränderungsmöglichkeiten.

Einen bemerkenswert frischen Ansatz stellt demgegenüber das genannte Buch E. Bleskes dar,

eine Münchner moraltheologische Dissertation (bei Prof. J. Gründel). Sie beginnt mit einer Zusammenfassung familiensoziologischer Gesichtspunkte zum Wandel der Eheprobleme und charakterisiert (mit H. P. Dreitzel) die Situation der Ehe heute als eine anomische: die in der üblichen Sozialisation vermittelten Leitbilder und Verhaltensweisen für die Ehe (z. B. die patriarchale Stellung des Mannes und die dazu komplementäre Erziehung der Frauen zu Gehorsam und schweigender Unterwerfung) sind in der heutigen Situation mehr Behinderung als Hilfe; neue Modelle für das Miteinanderleben fehlen häufig (die oft weit auseinanderliegenden Erfahrungsbereiche von Mann und Frau führen leicht zum Auseinanderleben, wenn nicht das sorgfältige Gespräch überbrücken kann oder wenn nicht viel gemeinsame Freizeit als Ersatz möglich ist); neue Leitbilder und Klischees für Liebe und Ehe (z. B. „Liebesehe“) stören oder überfordern; oder kurz, in der Formulierung H. P. Dreitzels: die Rollenerwartungen von Mann und Frau aneinander sind ambivalent und unscharf; Defekte in der Gesellschaft (starre Über- und Unterordnungsverhältnisse, Konkurrenzverhalten, Aggressivität) drücken auf die Familie.

Zu dieser soziologischen Diagnose stimmt die psychologische, bei der E. Bleske den *Konflikt* und das gelernte oder nicht gelernte Umgehen mit